

# Die lesende Frau: Traditionen, Projektionen, Metaphern im fächer- und epochenübergreifenden Vergleich

Gabriela Signori

Vom 22. bis zum 24. Februar 2006 fand im Bibelsaal der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, gefördert von der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung, Köln, ein Arbeitsgespräch über “Die lesende Frau: Traditionen, Projektionen, Metaphern im fächer- und epochenübergreifenden Vergleich” statt, das das Thema im epochenübergreifenden Überblick von der Antike bis ins 20. Jahrhundert hinein behandelte. Das Arbeitsgespräch leistet damit einen Beitrag zu einer Kulturgeschichte des weiblichen Lesens, deren Komplexität nur durch einen interdisziplinären Zugriff angemessen zu erfassen ist. Die Vortragenden rekrutierten sich daher aus unterschiedlichen Fächern, der Geschichts- und der Buchwissenschaft, der Volkskunde, Kunstgeschichte, Judaistik und Theologie.

Die Leiterin der Tagung, Gabriela Signori (Konstanz), führte in die Fragestellung ein, indem sie die wichtigsten Etappen vorstellte, welche die Geschichte des Lesens in den letzten vierzig Jahren zurücklegte. Über Hans Robert Jauss, Roland Barthes und Michel de Certeau führte der Weg zu Robert Darnton und Rogier Chartier sowie zu den mittlerweile zahlreichen anglo-amerikanischen Studien, die sich speziell mit dem Thema der lesenden Frau befassen. Im Anschluss daran fasste sie das Tagungskonzept zusammen, das um die drei Themenblöcke 1. die lesende Frau als Metapher in Wort und Bild, 2. die Frau als Adressatin und Leserin, und 3. Lesestoffe und Erziehungsmodelle für Frauen kreiste. Das Hauptaugenmerk gilt indes vor allem der kulturellen Semantik, der Metaphorik der lesenden Frau, wie sie in Wort und Bild, von der Spätantike bis weit in die Moderne, mit wandelnder Bedeutung und wandelndem Lesestoff und wandelndem Schriftträger hundert-, wenn nicht gar tausendfach abgebildet worden ist. An diesem Grundgerüst orientierten sich auch die 16 Referate, die Bilder der lesenden Frau im diachronen Durchgang vom Hellenismus bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts untersuchten. Der diachrone Vergleich sollte es erleichtern, die kultur- und epochenspezifischen Partikularitäten zu profilieren.

Den Anfang machte Johanna Fabricius (Göttingen) mit ihrem Vortrag “Kleobulines Schwestern. Bilder lesender und schreibender Frauen im Hellenismus”. Das

Aufkommen einer in hellenistischen Städten ausgeprägten Lesekultur spiegelte sich seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. auch in der Bilderwelt wider. Während die Bilder Männer durch die Zufügung von Buchrollen als literarisch und philosophisch Gebildete charakterisierten, heben sie bei Frauen – die ebenso wie Kinder meist ein Schreibtäfelchen in den Händen hielten – eher ihre Lese- und Schreibfähigkeit hervor. Eine Ausnahme stellt ein rhodischer Grabaltar dar, dessen exzeptionelle Reliefszene mit der Wiedergabe einer gelagerten, in einer Buchrolle lesenden Frau ein genuin männliches Bildschema adaptiert. Ein dichtes Netz epigraphischer und literarischer Quellen belegt, wie stark die Frauen der vermögenden Oberschicht in das soziale und ökonomische Leben der internationalen Handlungsmetropole Rhodos involviert gewesen sind. In der Bildmetapher der gelagerten, lesenden Frau fließen somit mehrere Aspekte zusammen: eine in anderen hellenistischen Städten undenkbar Transgression konventioneller Geschlechtergrenzen sowie eine gleichsam lokalpatriotische Verknüpfung der eigenen Identität mit dem Ruf der Stadt Rhodos als hellenistischer Bildungshochburg.

Im Anschluss daran beschäftigte sich Christiane Kunst (Potsdam) mit den “Lesenden Frauen im antiken Rom”. Sie bot eine kurze Übersicht über die Bilder des Lesens von der späten Römischen Republik bis in die Spätantike. Weibliches Lesen in der Oberschicht wurde als zweckgebunden dargestellt. Es stehe in engster Beziehung zur Aufgabe der römischen Matrone als Leiterin des Haushalts und Ehefrau. Entsprechend ist der ihr zugeschriebene Lesestoff Ausweis ihres Geschlechts wie ihres Alters. Er bereitet sie auf ihre Rolle als gebildete Unterhalterin vor, die in Korrespondenz zu ihrem Status Mann und Gästen eine ZuhörerIn, wenn nicht Gesprächspartnerin zu sein hat. Im bildlichen Diskurs wird dies durch die Schreibtafel kommuniziert, die als Medium weiblicher Literalität dient. Dargestellt wird die Frau meist als Rezipientin des männlich geschriebenen Wortes, als Adressatin seiner Briefe, als Kritikerin seiner Textproduktion, als Revisorin der Haushaltsbücher. Daran ändert prinzipiell auch die stärkere philosophische Bildung der Frauen seit dem 1. Jahrhundert

n. Chr. nichts, die den Gatten in die Erzieherrolle gegenüber seiner Frau rückt. Das Thema ist auch bildlich verarbeitet worden. Im Mittelpunkt des literarischen Bildes einer lesenden Gattin steht die Harmonie des Paares.

Die dem Mittelalter gewidmeten Beiträge eröffnete Katrinette Bodarwé (Göttingen) mit ihrem Vortrag “*Cum dialogum accepisset in manum et studiose intendisset legendum*. Lesende Frauen im Frühen Mittelalter”. Seit den Anfängen des Christentums ist ein Gott geweihtes Leben ohne die Beherrschung der Kulturtechnik des Lesens kaum denkbar gewesen. Tatsächlich geht die Verbindung von religiöser Lebensweise mit der Kulturtechnik des Lesens bis in die Anfänge des Christentums zurück. Dieses trat auf eine bereits existierende Kultur der Schriftlichkeit, daher ging die Festigung der Glaubenslehre einher mit dem schriftlichen Niederschlag: Der christliche Glaube manifestierte sich als Buchreligion, und Lesen war daher eine natürliche Art der Rezeption. Kirchenväter wie Hieronymus sahen das Lesen als grundlegende religiöse Übung an, legten aber großen Wert darauf, die Inhalte dieses Lesens christlich zu bestimmen und heidnisch-klassische Bildungsinhalte zu vermeiden. Ihren Vorgaben folgten auch weitgehend den Vorstellungen einer angemessenen Bildung von Frauen in der Spätantike und im frühen Mittelalter. Grundsätzlich galt für alle, die ihr Leben Gott widmen wollten: *Omnes litteras discant* (Caesarius von Arles). Mit der Entstehung der Volkssprachen und ihrer Abgrenzung vom Lateinischen sowie dem Verlust der spätantiken Kulturtradition hat sich aber die Bedeutung des Termini *litteras discere* oder *legere* verschoben. Die bildlichen Darstellungen verdeutlichten bis ins 11. Jahrhundert hinein, dass das Buch zur Kennzeichnung von Sanktimonialen oder heiligen Frauen diene. Wer las, war zum Ordo der *Oratores*, der Betenden zu zählen.

Jeffrey Hamburger (Harvard) stellte in seinem Referat “Representations of Reading – Reading Representations: The Female Reader from the *Hedwig Codex* to Châtillon’s *Leopoldine au Livre d’Heures*” grundlegende, an den Doppelsinn des Ausdrucks “reading representations” anknüpfende Überlegungen zur mittelalterlichen Darstellung des Lesens an, die der uns ge-



Gerrit Dou, Lesende alte Frau, Amsterdam, Rijksmuseum, Inv.-Nr. A-2627

läufigen Selbstverständlichkeit von *literacy* zuwiderliefen. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht vor allem der Vorgang des Lesens als selbstreferentielles Bildsujet. Zahlreiche Handschriften zeigen Verfasser, Schreiber und Leser bei der Herstellung und Benutzung ebensolcher Objekte, wie sie der Betrachter selbst in den Händen hielt. Beobachtbar ist eine allmähliche Verlagerung des Schwerpunkts vom Körper zum Buch, bis schließlich letzteres zur Schreibfläche wird, auf der Wort und Bild zusammenfallen. Im Mittelpunkt seines Interesses stand die ganzseitige Abbildung der Heiligen Hedwig von Schlesien aus dem Hedwigs Codex, der 1353 im Auftrag ihres Urenkels Herzog Ludwig I. von Liegnitz und Brieg hergestellt wurde.

Anne Bollmann (Groningen) beschäftigte sich unter dem Titel „*Dies pflegten ihre Schutzschilde zu sein*“. Lesekult und Leseskepsis in den Frauengemeinschaften der *Devotio moderna*“ mit der Lesekultur in den

Frauengemeinschaften der spätmittelalterlichen Frömmigkeitsbewegung der *Devotio moderna*. In den Sammlungen mit Schwesternbiografien des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts, die aus einem Zirkel von Konventen in der heutigen niederländisch-deutschen Grenzregion überliefert sind, wird der tägliche Umgang devoter Frauen mit Buch und Schrift thematisiert. Die „lesende Frau“ erscheint in den Texten als (metaphorisches) Motiv, als „lebendes Exempel“ im klassisch-didaktischen Sinn, als erziehende und zu erziehende Instanz sowie als aktive Teilnehmerin an den individuellen und gemeinschaftlichen Schreibaktivitäten im Konvent, deren intendierte Adressatin sie zugleich darstellt. Die von und für devote Schwestern in der Volkssprache abgefassten Lebensbeschreibungen zeigen, dass die regelmäßige Lektüre als eine Tätigkeit betrachtet wurde, die sowohl für das Erreichen der persönlichen Kontemplation hilfreich war wie auch für

die gegenseitige Belehrung und Förderung des Gemeinschaftsgefühls. Das (Vor-)Lesen ist in diesem Zusammenhang als förderlich für die fruchtbare Wechselbeziehung zwischen der Oral- und der Schriftkultur im Konvent angesehen worden. Gleichzeitig dokumentieren die Schwesternbiografien aber auch die deutliche Skepsis der Konventualinnen gegenüber der Vorstellung, dass geistliche Lektüre als Lern- und Lehrmittel eine Vorrangstellung einzunehmen habe.

Thomas Lentjes (Münster) sprach über „Gebetbücher in Frauenhänden“, wobei er entsprechend den Gebetsformen drei verschiedene Arten spätmittelalterlicher Gebetbücher unterschied: zum einen liturgische Gebetbücher, die im Chor Verwendung fanden, zum anderen liturgische Gebetbücher im Privatgebrauch einzelner Nonnen, zum dritten Gebetbücher zur Privatnutzung, die im 11. Jahrhundert aufgefunden worden sind. Zum Modebuch geworden ist das Gebetbuch indes erst im 13. Jahrhundert. Nonnenkonvente sind prinzipiell Lesegemeinschaften gewesen. *Lectio* bedeutet in diesem Kontext aber immer auch Vorlesen bzw. Zuhören. Gelesen wurde im Werkhaus, Refektorium, Dormitorium bzw. in der Zelle. Die in den Gebetbüchern für Nonnen enthaltenen Texte enthielten wenig Ordensspezifisches. Zugleich ist die Heterogenität der Gebetstexte bemerkenswert. Kaum ein Gebetbuch zur privaten Nutzung gleicht dem anderen. Manch eine Nonne hat auch mehrere Exemplare besessen. Bemerkenswert sind schließlich auch die „Regieanweisungen“ im Text, wie die Gebete gelesen werden sollten.

Klaus Schreiner (Bielefeld/München) lieferte einen Vortrag zum „Lesen und lesen lernen in heilsgeschichtlichen Kontexten. Maria und ihre Mutter Anna als Symbolfiguren weiblicher Lesekultur“. Da die lesende Maria keine Frage historischer Faktizität ist, verdankt sie ihre Existenz der Vorstellungskraft mittelalterlicher Theologen, die sich die Mutter des Erlösers nur als gebildete, lesefähige Frau vorstellen konnten. Fromme Imaginationen verwandeln die biblische, mit einem Handwerker verheiratete „Magd des Herrn“ in eine Frau, die sich mit Büchern befasste und die sieben freien Künste beherrschte. An Hand des Psalters hat ihr ihre Mutter Anna das Lesen beigebracht. Maria ihrerseits hat sich einer ABC-Tafel bedient, um ihren Sohn lesen zu lernen. Als lesende Gottesmutter erfüllt Maria die Funktion einer Symbolfigur, die Frauen zum Lesen andachtsbildender Schriften anspornt und darüber hinaus legitimiert, was die mittelalterliche Gesellschaft Frauen gemeinhin vorenthielt: den Erwerb religiöser Bildung, die als Ort der Selbstfindung zu

selbständigem Denken und Verhalten anleitet.

Der Beitrag von Dagmar Eichberger (Heidelberg) leitete in die frühe Neuzeit über. Unter dem Titel *“Una libreria per donne assai ornata et ricca. Frauenbibliotheken des 16. Jahrhunderts zwischen Ideal und Wirklichkeit”* ging es um weiblichen Buchbesitz. Im 15. und 16. Jahrhundert gab es unzählige Frauen, die einzelne Bücher besaßen, aber nur wenige, die sich den Luxus einer eigenen Bibliothek leisten konnten. Margarete von Flandern, Isabella von Kastilien und Margarete von Österreich taten dies auf Grund ihrer hervorgehobenen sozialen Stellung und ihres persönlichen Reichtums. Humanisten wie Erasmus von Rotterdam und Juan Luis Vives äußerten sich in ihren Schriften zu weiblicher Bildung und Gelehrsamkeit und verknüpften das kontrovers diskutierte Thema mit Fragen weiblicher Moral und dem sich wandelnden Rollenverständnis von Mann und Frau. Die Bibliothek Margaretes von Österreich lässt erkennen, dass die Regentin der Niederlande keine Bibliothek speziell für Frauen (*una libreria per donne*) eingerichtet, sondern andere Kriterien angelegt hat. Ihre Rolle als Stellvertreterin des Kaisers und als Erzieherin des habsburgischen Nachwuchses trug wesentlich zum Charakter ihrer Büchersammlung bei. Angelegt wurde eine Bibliothek von enzyklopädischer Breite, die der Tradition der berühmten Burgunderbibliothek Rechnung trug und ihrem Herrschaftsanspruch Ausdruck verlieh.

Birgit Klein (Heidelberg) befasste sich in ihrem Referat über *“Z’èna u-r’èna: ‘Geht hinaus und seht, Töchter Zions’ (Hoheslied 3,11). Jüdische ‘Weiberbibeln’ in der Frühen Neuzeit”* mit einer speziell an jüdische Frauen gerichteten Überlieferung. Das Werk *Z’èna u-r’èna*, auf Jiddisch auch *“Weiberbibel”* genannt, ist keine Übersetzung der Hebräischen Bibel, sondern vielmehr eine Anthologie der wichtigsten religiösen Literatur seit der Antike, auf Jiddisch zusammengestellt um 1600 von R. Jakob b. Isaak Aschkenasi aus dem polnischen Janov zu den am Sabbat in der Synagoge gelesenen Wochenabschnitten des Pentateuch und aus den *“Propheten”* sowie zu den fünf Festrollen Hoheslied, Ruth, Klagelieder, Kohelet und Esther. *Z’èna u-r’èna* wurde bis ins 20. Jahrhundert in mehr als zweihundert Ausgaben gedruckt und als wesentliche Bildungs- und Erziehungsgrundlage für Frauen angesehen. Aus dieser Standardlektüre am Sabbatnachmittag lasen Frauen allein oder in Gruppen und trugen auch ihren Kindern vor. *Z’èna u-r’èna* hat Frauen in mehrfacher Hinsicht angesprochen: Das Werk bietet ihnen erst-

mals die Möglichkeit, Teile der ihnen sonst weitgehend unzugänglichen *“mündlichen Tora”* kennen zu lernen, die seit der Antike die *“schriftliche Tora”*, die Hebräische Bibel, auslegt und fortführt und u. a. im Babylonischen Talmud redigiert vorliegt.

Antje Flüchter (Münster) stellte in *“Gelehrte Empfindsamkeit. Sophie La Roche schreibt sich ihren Weg zwischen den Geschlechtern”* die Frage, wie gebildete Frauen mit dem Umbruch um 1800 umgingen. Sie untersuchte dabei, wie sie sich gegenüber der Polarisierung der Geschlechtscharaktere und dem Wandel vom frühaufklärerischen Ideal der gelehrten zur empfindsamen Frau positionierten und sich die Argumente und neuen Verhaltensnormen aneigneten. Mögliche Antworten finden sich in der von Sophie von La Roche herausgegebenen Zeitschrift *Pomona – Für Deutschlands Töchter*, und zwar in dreierlei Hinsicht: 1. der dort vertretene Begriff der Gelehrsamkeit; 2. die dort auffindbaren zwei Varianten weiblicher Lebensgestaltung, d. h. der Kontrast zwischen den in den Länderberichten vorgestellten gelehrten Frauen einerseits und der empfindsamen und gebildeten Hausfrau andererseits, wie sie als Ideal in den *Briefen an Lina* erscheine; 3. die dort gegebenen Leseanweisungen, die zum einen das stille Lesen empfahlen und zum anderen dafür plädierten, innerhalb des Lesestoffes auszuwählen, wobei trotz einer spielerischen Selektion das einmal Gewählte ernsthaft zu überdenken sei. La Roche weicht zumindest graduell von den hegemonialen, vor allem in männlichen Erziehungsratgebern vertretenen Vorstellungen ab, wie Frauen lesen und sich Wissen aneignen sollten.

Karin Schmid-Kohberg (München) ging in ihrem Beitrag den *“Repräsentationen gelehrter Frauen in Frauenzimmerlexika des 17. und 18. Jahrhunderts”* nach. In der Frühen Neuzeit seien die intellektuellen und moralischen Fähigkeiten von Frauen und das Wesen der Frau allgemein breit diskutiert worden. Einen Niederschlag gefunden hat die Diskussion auch in den so genannten Frauenzimmerlexika, Sammlungen von (Kurz-)Biographien gelehrter Frauen), welche im 17. und 18. Jahrhundert im Alten Reich in deutscher Sprache erschienen. Die Referentin erläuterte, wie sich die Autoren dieser Werke zu den geistigen Fähigkeiten von Frauen und damit auch ihren Möglichkeiten zur Lektüre äußerten. In einem weiteren Schritt legte sie dar, zu welchem Zweck sich Frauen in den Augen der Verfasser mit *“gelehrten”* Fragen und Themen beschäftigen sollten, bevor sie analysierte, welche intellektuellen *“Leistungen”* den weiblichen Personen konkret zugesprochen wurden. Dabei spielt der Zu-

sammenhang von Gelehrsamkeit auf der einen und Tugend und gottgemäßem Leben auf der anderen Seite eine Rolle.

Alfred Messerli (Zürich) beschäftigte sich in seinem Beitrag *“Gebildetes versus gelehrtes Frauenzimmer: Scheingefecht oder eigentliche Kontroverse des 17. und des 18. Jahrhunderts”*, mit dem Wertewandel, der sich an der Schwelle zur Neuzeit in Bildungsfragen abzeichnete. Indes stand nicht das Lesen, sondern das Schreiben im Blickpunkt seiner Aufmerksamkeit. Dass Mädchen schreiben lernen (das Schreiben von Liebesbriefen), dagegen hatte früher die Möglichkeit des Missbrauches gesprochen. Fortan aber beunruhigte die Gefahr der weiblichen Gelehrtheit. Unter Gelehrtheit ist eine, bezogen auf die Geschlechterrolle disfunktionale, meist literarische *“Überbildung”* verstanden und disqualifiziert worden. Die Unterscheidung geht auf Christian Fürchtegott Gellert zurück. Frauen aus dem Bürgertum sollten gebildet, aber nicht gelehrt sein. Ihre Bildung hatte sich in der Öffentlichkeit und in der Unterhaltung mit dem Ehegatten, als Status- und Identitätsarbeit, zu bewähren. Weibliche Gelehrtheit hingegen liefe, so Gellert, entweder auf Dilettantismus hinaus oder aber stieße in der professionellen Variante an die Grenzen der weiblichen Rolle.

Gabriele Müller-Oberhäuser (Münster) schloss in ihrem Referat *“Lesende Mädchen und Frauen im Viktorianischen England: Lesebiographische (Re-)Konstruktionen”* methodisch an die neusten Forschungen zu Lesekompetenz, Lese- und literarischer Sozialisation an. Diese fragte nach der Lesesozialisation (*“wie wird ein Kind zum Leser?”*) und nach dem Stellenwert des Lesens im Lebenslauf des einzelnen (Identitätsentwicklung, Krisenbewältigung, sozialer Aufstieg usw.). Für das Viktorianische England muss das Wert- und Normgefüge zu den Geschlechterrollen, wie es durch die ausgeprägte *separate spheres*-Konzeption und die Vorstellung von der Funktion der Frau als *Angel in the House* bestimmt ist, als Kontext für die Einschätzung des Lesens von Mädchen zugrunde gelegt werden. Solche Vorstellungen sind in besonderem Maße in den Mädchenzeitschriften wie in *The Girl’s Own Paper* und in Ratgeberbüchern für Mädchen der Mittelschicht verbreitet worden. Den normativen Aspekten setzte die Referentin die lesebiographischen Rekonstruktionen anhand ausgewählter Autobiographien als Versuch entgegen, sich der Realität des Lesens der Mädchen des Viktorianischen England anzunähern.

Gabriel Katzenstein (Zürich) befasste sich in seinem Beitrag *“Et in Arcadia lego. Über die Literalität der Mélancolie sur*

*l'herbe* von Camille Corot" mit Corots Gemälde *La petite liseuse* aus der Sammlung Oskar Reinhart "Am Römerholz". Darauf zu sehen ist eine Schäferin in italienischer Tracht, die in freier Natur ein Buch liest. Die Tätigkeit des Lesens überrascht, zumal eine Hirtin, selbst in der Mitte des 19. Jahrhunderts, nicht unter die Leser gerechnet werden kann. Was hatte Corot im Sinn?, fragte Katzenstein. Bislang hat die Kunstwissenschaft gebetsmühlenartig die "Poesie" des Winterthurer Gemäldes hervorgehoben und die "bergère lisant" summarisch unter die "figures de fantaisie" subsumiert, also als Mischung von Porträt, Genreszene und Allegorie gedeutet. Dass dieses Figurenbild durchaus kein Einzelfall innerhalb der Kunstgeschichte darstellt, sondern sich in eine lange Typologie einreihen lässt, hat dagegen kaum Beachtung gefunden. Der Referent verfolgte die Bildmotivketten "Lesen im Freien" und "lesende Hirtinnen" zurück, wob sie kulturgeschichtlich in den internationalen Kontext ein und zeichnete die Entwicklung des Bildgedankens und dessen Bedeutung als "personnification artificielle" bzw. Melancholie nach.

Fritz Nies (Düsseldorf) ging dem Themenkomplex "Frau und Lektüre in der Karikatur" nach. Da Karikaturen zur Gewinnung verlässlicher Daten der Lesegeschichte kaum geeignet scheinen, bleiben sie von der lesehistorischen Forschung üblicherweise ungenutzt. Dennoch erscheint die missachtete Quellenart aufgrund ihrer Aktualitätsnähe, ihrer überzeichnend-typisierenden Verfahrensweise und ihrer Grundabsicht des *ridendo castigare mores* nicht wertlos. Im Zerrspiegel zeigt sie – burschikoser als andere Kunstgenres – wie Leser und Lektüre *nicht* sein sollten. Wo Lesen bloße Satire-Beigabe ist, enthüllt die Karikatur Denkmuster, die in Schichten des kollektiven Unbewussten hinabreichen. Als Grundlage dienten rund 2.000 Lese-szenen vor allem aus Mittel- und Westeuropa, denen Konstanten und Wandlungen folgender, mit männlichen Lesefans kontrastierenden Typen zu entnehmen sind: die aktive Lesefeindin, die Gleichgültige, die interessierte ZuhörerIn, die Mitleserin und die autonome Leserin. Im Blickfeld erscheinen so u. a. Affinitäten zu bestimmten Lesestoffen (Buch und bes. Liebesroman vs. männliche Zeitungslektüre), Auf- und Abwertung des Leseverhaltens beider Geschlechter, Schnittmengen und Divergenzen zwischen Nationalkulturen bzw. zwischen Oberschicht- und Unterschicht-Leserin.

Die Diskussionsrunde schloss Ursula Renner (Duisburg-Essen) mit ihrem Beitrag zu Pablo Picassos *Deux personnages* (1934),



Hans Thoma, Mutter und Schwester des Künstlers, in der Bibel lesend, Karlsruhe, Staatliche Kunsthalle, Inv.-Nr. 1283

dem sie den Untertitel "Lesen im Zeichen von Melancholie und Versenkung" verlieh. Sie räumte ein, es sei zunächst nicht ganz leicht einzusehen, was an diesem Bild von Picasso (Kunstmuseum von Winterthur, ca. 80 x 65 cm; 1934) im Zusammenhang der Tagung interessant sein könne. Doch handelt es sich um eine interessante, in vielerlei Hinsicht fassbare Hybridisierung dessen, was man die Ikonographie "klassischer" Lesesituationen nennen könne. Da ist zum einen die Situation der weiblichen Lesenden als bevorzugtes Sujet der Genremalerei – hier gewendet in die Ausnahmesituation der Lektüre zu zweit. Zum andern schreibt sich das Bild in die ikonographische Tradition der "süßen Melancholie" und der "Meditation" ein, die es gleichzeitig aber refiguriert oder überbietet, wenn die beiden historisch als Pendants entworfenen Allegorien zu einer Szene der Unterweisung oder der gemeinsamen Lektüre fusioniert werden, über dessen formales Arrangement ein weiterer Bildtypus ins Spiel gebracht wird, das Freundschaftsbild. Dass alle diese Fusionen und Hybridisierungen nicht stillstehen, sondern sich wie immer bei Picasso in einem permanenten Selbstbefragungsmodus dynamisieren, hängt mit weiteren formalen Strategien zusammen. Da ist nämlich noch die schwarze Fläche des Bildgrundes und das *cartellino*, womit sich das Dargestellte als ein auf einer Leinwand arrangiertes Ensemble aus Formen und Farben präsentiert. Mit dem silbrigen Rahmen ruft der Künstler aber auch das Erinnern im Medium der Photographie auf und überbietet es mit seiner Farbenlust. So wird das Dargestellte und das Gemalte noch einmal reflexiv aufbereitet für den Betrachter – der nun seinerseits in das historische Spiel von

Mimesis und *trompe l'oeuil*, dessen Spezialform des *Quodlibets* hier noch durchscheint, und in das komplexe Zeichenspiel des Kubismus im Feld von Mimesis und Abstraktion hineingenommen wird.

Am Ende der Tagung waren sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer einig, dass der Gewinn, der durch den fächerübergreifenden und epochenüberschreitenden Zuschnitt erzielt wurde, nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Unabhängig des konkreten Untersuchungsgegenstandes wurde deutlich, dass wir vieles, ohne es zu realisieren, durch die Lektüre-Brille des 19. Jahrhunderts gesehen haben. Die Kontinuitätsproblematik erscheint nach der Tagung in einem ganz anderen Licht. Eindeutig mehr Aufmerksamkeit muss man in diesem Sinne künftig den Unterschieden schenken. Auch von Gemeinsamkeiten war die Rede. Zumal auf der normativen Ebene werden über die Zeiten und Kulturen hinweg bestimmte Bucharten/Lesestoffe mit bestimmten Lesergruppen verknüpft, die einen in Gestalt einer Empfehlung, die anderen als Verbot, für Frauen jeweils andere als für Männer. Damit verbunden sind ebenso zeit- und kulturenübergreifende Vorstellungen von der Kraft bzw. Macht des Buches auf den Geist des Lesers, eine Kraft, die eben keineswegs immer als eine positive begriffen worden sei. Auch auf der Ebene der Bilder erweist sich das Buch, das Buch in Frauenhänden, als polyvalenter Bedeutungsträger. Über die Jahrhunderte hinweg stand dieses Buch für Frömmigkeit. In dem Sinne wäre ein Vergleich mit anderen Buchreligionen der Welt ein Desiderat für den Sammelband, der 2007 in den 'Wolfenbütteler Forschungen' erscheinen wird.